(**Burgtheater.**) In der pathetischen Groteske des Barrière, wo der schwüle Zorn gegen die falschen „Biedermänner" einige Male an Genie streift, spielte Fräulein Hruby heute die schwärmerische Emmeline. Wo diese breite, bequeme, runde Schönheit, der Jan Steen gern einen fidelen Kneipanten auf den Schoß gesetzt hätte, nur als unbeweglliche Decoration zu wirken hat, ist sie bisweilen erträglich; man müßte sie also immer blos als „lebendes Bild" verwenden, etwa wie die Miß Leona Dare sich in den letzten Jahren productirt hat. Wenn sie sich rührt, geht oder gar mit den Händen was sagen soll, fährt die plumpe, träge, unbeholfene Schwere ihrer feiten Gestten, aus der höchstens etwa in derben, bäuerischen Rollen, für welche sie nur wieder den Humor nicht haben wird, eine komische Wirkung zu holen wäre. So feine und niedliche Sächelchen, wie diese stille Träumerin, muß sie ohne Rettung verderben. Herrn Schöne, der immer sächsisch und niemals komisch ist, was für solche gallische Caricaturen wenig paßt, fehlt die hämische und wilde Bosheit, in der dieser Peponet wie von einem socialistischen Daumier gezeichnet ist; er müßte ihn an Kömpler geben, der allein neben die köstlichen Chargen des Lewinsky und des Thimig ein würdiges Gleichniß stellen könnte. Wenn Herr Gabillon seine Rollen nicht lernen will, soll man ihn gehörig strafen; wenn er sie nicht mehr lernen kann, soll man ihn pensioniren; es ist, für die Schauspieler und für die Hörer, peinlich, seine Rollen immer drei Mal zu hören, und der Souffleur wird noch stockheiser werden.

Hermann Bahr.

(**Theater an der Wien.**) Die heute zum erstenmale aufgeführte Oper „Flora mirabilis" (Text von F. Fontana, Musik von Spiro Samara) errang, so weit es das Werk anging, höchstens einen Achtungserfolg. Achtung mag nun der Componist verdienen — schon wegen der großen Mühe, die er sich mit dieser Partitur gegeben, wegen der Sorgfalt, mit der er andere Meister, vor Allem Wagner, aber auch Verdi, Gounod, Meyerbeer u. s. w. studirte. Im Einzelnen mag man noch Herrn Samara's gewandte und farbenreiche Orchestertechnik anerkennen. Aber gerade jene „Flora mirabilis", das heißt Wunderblume, welche allein die Herzen zu verzaubern vermag, hat er nicht als Pathengeschenk in die Wiege bekommen: ursprünglich schöpferisches Talent. In dem herkömmlichen Theaterpathos geht fast Alles fort, selten es zu einer intimeren Wendung, einer eindrucksvolleren melodischen Phrase bringend, um so reicher an Anklängen aller Art. Mitunter wirken diese wie Citate. Mit solchen förmlich bespickt erscheint die Partie des Tenor-Helden Waldo (Waldemar), der vielleicht seiner glänzenden Rüstung zu Ehren auch musikalisch einfach als ein zweiter Lohengrin hingestellt wurde. Im dritten Acte wird einmal unverblümt das Recitativ der Contrabäße aus dem Finale von Beethoven's Neunter Symphonie angedeutet, und der chromatische Schlußgesang deckt sich im Grunde mit einer (bei uns gestrichenen) Stelle aus „Tristan und Isolde": „Die schweigend ihm das Leben gab" (erster Act). Eine seltsame Reminiscenz anderer Art findet sich in dem gleich nach geschehener Verwandlung der Schneegefilde in einen blühenden Hain angestimmten zärtlichen Duett und daraus entwickelten Ensemble. Mit Staunen vernehmen wir drei auffallende Bruchstücke aus dem vielbeliebten Intermezzo der „Cavalleria rusticana"!! Da nun „Flora mirabilis" vier bis fünf Jahre vor Mascagni's berühmtem Einacter entstand, trifft die Schuld des Plagiats jedenfalls nicht Signore Samara. Kann man der Musik des Letzteren keinen erheblichen Werth beilegen, so steht sie doch immer noch hoch über dem Text der neuen Oper, welche man nicht anders denn ein kindisches Puppenspiel nennen kann. Gewiß werden uns alle Leser, die im heutigen Morgenblatte der „Deutschen Zeitung" unsere „Einführung in den Gang der Handlung" ihrer Durchsicht gewürdigt haben, beistimmen. Man nimmt es freilich in einem Zauberstück mit den Regeln der Logik nicht zu genau, aber gar zu arg darf denn doch dem gesunden Menschenverstand nicht ins Antlitz geschlagen werden, als es in „Flora mirabilis" geschieht. Nicht ohne Grund wurde durch den Kölner Volkswitz sofort nach der deutschen Aufführung von 1887 die sanft abgelehnte Neuheit in „Flora miserabilis" umgetauft. Was an der Oper heute wirklich gefiel, war die größtentheils treffliche Aufführung. So schneidig von dem prächtig einstudirten Orchester unter Capellmeister Ferrari's feuriger Leitung gespielt, mußte das sonst nicht allzu originelle Gnomenballet zünden. Es wurde übrigens, wie in der Probe, bei herabgelassenem Vorhang gleichsam als ein großes Intermezzo wiedergegeben. Die in die Handlung so bedeutungsvoll eingreifenden Gnomen leibhaftig vorzuführen, scheinen die Mittel der Gesellschaft Sonzogno nicht erlaubt zu haben. Der neue Tenor Signore Brogi (Waldo) machte durch sein warmes, jugendfrisches Organ Glück; als Darstellerin schwach, als Sängerin vorzüglich war Signora Torella (Lydia), und Signore Beltrami (Graf Adelfjord) ward allein die Ehre, eine Nummer — die von ihm besonders innig gesungene, etwas stimmungsvollere Romanze im dritten Act — wiederholen zu müssen. Der vierte Solist, Signore Contindi, fand in der undankbaren Baßrolle des Herzogs wenig Gelegenheit, hervorzutreten. Der Chor und besonders das Orchester (auch abgesehen von der bereits oben hervorgehobenen Pr[illegible]leistung) hielten sich geradezu glänzend. Nach jeder Richtung enthüschte dagegen das musikalisch aller nackenden Rhythmik entbehrende Blumenballet. In der Regie klappte nicht Alles, am besten gelang jedenfalls die durch ein hübsches Transparentbild bewirkte Verwandlung im zweiten Act.

h—m.

— Man schreibt uns aus Frankfurt: Gemma Bellincioni und Stagno hatten im hiesigen Opernhause als Santuzza und Turiddu einen ungewöhnlichen Erfolg.

— Im Deutschen Volkstheater gelangt morgen (Sonntag) Lindner's „Bluthochzeit" mit den Damen Bayer, Sandrock und Trent, sowie den Herren Eppens, Giampietro, Kutschera, Russeck und Weisse in den Hauptrollen zur Aufführung. — Montag folgt eine Wiederholung des Anzengruber'schen Volksstückes „Der Meineidbauer" mit Herrn Martinelli in der Titelrolle und Fräulein Freisinger, welche sich an diesem Abende verabschiedet, in der weiblichen Hauptrolle der Vroni; die übrigen Hauptrollen werden von den Damen Bauer, Berg, Gribl und Martinelli, den Herren Amon, Fronz, Giampietro, Greifenegger, Kutschera und Russeck gespielt. — Die Spielzeit schließt mit dem 30. d.

— Der große Erfolg der Opern „Mala vita", sowie „Cavalleria rusticana" mit Signora Elisa Frandin als Santuzza veranlaßten Signore Sonzogno, die italienische Stagione im Theater an der Wien noch um zwei Abende zu verlängern und findet somit am Freitag den 30. d. die letzte Gast- und Abschiedsvorstellung statt. In der am Dienstag den 27. d. stattfindenden Wiederholung von Leoncavallo's Oper „I Pagliacci" wird Signora Frandin in der Partie der Nedda zum erstenmale auftreten.

— „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen" wird im Wiener Volkstheater im Prater morgen (Sonntag) Nachmittags um halb 4 Uhr zum 48. und Abends um halb 8 Uhr zum 49. Male gegeben, und findet somit am Montag die 50. Aufführung dieses recht ausgestatteten, gut inscenirten und dargestellten Stückes statt.

Gerichtssaal.

Wien, 24. Juni.

Der Einbrecher Gröschl.

Der Commis Alois Gröschl ist zweifellos ein talentvoller Jüngling. In dem freigewählten Berufe eines Einbrechers arbeitete er in einfacher, bescheidener Manier und zugleich in großem Stile. Man kann ihm den treffsicheren Blick des Unternehmers nicht absprechen, und der Erfolg wäre ihm wohl noch länger treu geblieben, wenn er nicht die begreifliche Neigung gehabt hätte, nach getaner Arbeit die Spuren des Fleißes zu verwischen, die unrein gewordenen Manschetten zu wechseln. Er erkannte, daß unsere Zeit den Specialisten gehört, und daß Niemand groß werden und sein Streben belohnt sehen kann, der die örtsüblichen Verhältnisse nicht gebührend würdigt.

Gröschl nützte eine specifisch wienerische Eigenthümlichkeit aus. In einer anderen Großstadt hätte er mit seinem Talente betteln gehen oder sogar arbeiten müssen. In welcher anderen Stadt macht man Arbeitsscheuen, die nach fremdem Gute lüstern sind, dieses freie Gewerbe, für das kein Befähigungsnachweis gefordert wird, so leicht, so bequem, so angenehm als in Wien?

Stiehlt Einer ein Sparkassenbuch und sputet sich, so kann er das Geld beheben, denn nur eine geringe Zahl Sparer wählt ein Losungswort. Gleich Harpagon, der auf seinen Schätzen kauert, lieben es die vermögenden Wiener, ihren Besitz in Werthpapieren und Pretiosen in der Wohnung aufzubewahren. 40.000 fl. befanden sich in dem Tresor der eisernen Kasse des Herrn Pfeiffer. Ein Engländer versteht diese Manier einfach nicht. Der Engländer trägt fast gar kein Geld bei sich, gerade nur jenen Betrag, um die kleinen laufenden Ausgaben des Tages decken zu können. In seiner Brusttasche befindet sich das Checkbuch. Er zahlt mit Anweisungen. Sein Vermögen erliegt bei der Bank in feuersicheren Kassen, bewacht und betreut mit allem Raffinement der Vorsorge. Man muß zugestehen, daß dies ebenso wahrhaft vornehm und elegant als eminent praktisch ist.

Die Gräfin Kaunitz begibt sich auf das Land. Ihre Wohnung bleibt unbeaufsichtigt. Die todten Fenster mit den herabgelassenen Vorhängen oder Rouleaux erzählen es jedem Passanten: „Die Herrschaft ist verreist." Der scharfsinnige Beobachter Gröschl, der das Wiener Leben liebevoll studirt hat, konnte den logischen Schluß ziehen: Die Eigenthümer dieser Wohnung werden vor der Abreise die Kasten und Schränke versperrt haben; in den Kasten und Schränken aber ist Alles fein säuberlich geordnet wie immer. Daß es Institute gibt, wo man gegen geringes Entgelt über den Sommer seine Werthsachen sicher deponiren kann, ist eine Einrichtung, von der man in unserer Stadt noch immer nur geringen Gebrauch macht. Wir erinnern uns, in London einmal einen Freund um 6 Uhr Abends in seinem Comptoir aufgesucht zu haben. Wir klinkten die Thüre auf. Sie war unversperrt und Niemand in den Bureaux. Der Freund begriff unser Erstaunen nicht. „Kein Dieb wird so dumm sein und einen Schreibtisch wegschleppen, nicht wahr? Und die Laden sprengen? Er fände ein paar Shillinge, höchstens ein Pfund. Ich werde mir doch nicht die Mühe nehmen, mein Geld selbst zu bewahren, der Constabler meines Bezirkes zu sein?"

Herr Pfeiffer hatte kein Vorhängschloß vor seiner Wohnung angebracht. Sie war einfach versperrt. Kann man aber in Wien auf die ordentliche Bewachung eines Hauses rechnen, wo für die Wohnung des Hausmeisters gewöhnlich jener Platz gewählt wird, der am allerweitesten von dem Hausthor gelegen ist? Fast jedes Wiener Haus kann man unbemerkt betreten und unauffällig verlassen. „Le cordon s'il vous plaît" — hätte Gröschl, wie in Paris, den Hausmeister auffordern müssen, das Hausthor zu öffnen, er hätte die kunstvoll verschnürten Packete nicht wegtragen können. Wäre die fatale Manschette nicht gewesen, Gröschl hätte vielleicht, noch kühner geworden, bei einem weiteren Raubzuge Dienstmänner mit einem Wagen gemiethet, um rascher und eleganter seine Beute in Sicherheit zu bringen.

Hätte Gröschl nicht besorgen müssen, durch ein Depot bei einer Bank seine Bescheidenheit verletzen zu müssen, die Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken, er hätte zweifellos sein „Eigenthum" nicht in seiner Wohnung aufbewahrt. Hundert gegen Eins — er hätte vor Antritt seiner Hochzeitsreise seine Kapitalien, die er ja dann als Mitgift hätte declariren können, einer Bank zur Verwahrung übergeben. Er weiß ja aus Erfahrung, wie man seinen Besitz nicht aufbewahren soll . . .

* * *

Alois Gröschl, der gestern Abends nach seiner in Döbling erfolgten Verhaftung von Polizeiagenten in das Stadtcommissariat gebracht wurde, ist sofort nach seinem Anlagen einem eingehenden Verhöre unterzogen worden, das bis zum Morgengrauen dauerte. Nach seiner Einvernahme wurde Gröschl in das Polizeigefangenhaus in der Theobaldgasse gebracht, woselbst er heute den ganzen Tag über verblieb, da er zu erschöpft und aufgeregt war, als daß er wieder hätte verhört werden können. Erst morgen wird man ihn wieder vernehmen, und im Laufe des morgigen Nachmittags, nach Abschluß der Verhöre, dürfte Gröschl dem Landesgerichte eingeliefert werden.

Die in Gröschl's Wohnung vorgefundenen, von Diebstählen bei der Gräfin Kaunitz, der Hofrathswitwe Duchek und Herrn Pfeiffer herrührenden Effecten und Werthgegenstände hatte Gröschl in einem großen neuen, mit Leinen überzogenen Koffer, in zwei kleineren Koffern, zwei Handtaschen, einer Chatoulle und einer großen Holzschachtel, sowie in einer anderen neuen, eigens angefertigten Cassette mit verschließbarem Deckel sorgfältig verwahrt. Außerdem fand sich noch eine kleine eiserne Handcassette vor, die sich der Verbrecher bei einem hiesigen Kassenfabrikanten selbst gekauft hatte. In dieser verwahrte Gröschl sein Baargeld, die Werthpapiere und Schmuckgegenstände, die er noch nicht veräußert hatte. Niemals ist er bei seinen vielen Besuchen in fremden Wohnungen von Hausparteien gesehen, geschweige angehalten worden. Er hatte einen eigenen Schlüssel zur Wohnungsthür und einen zu seinem Cabinet. Dieses hielt er stets versperrt, und Niemand hatte Zutritt. Er zahlte seinen Zins pünktlich.

Die Ansicht, daß er bei Verübung seiner Verbrechen Mitschuldige hatte, dürfte kaum zutreffen. Aus den asservirten Werthpapieren erhellt, daß Gröschl seine Beute mit Niemandem theilen mußte und im ungeschmälerten Besitze derselben blieb, sonach auch vermuthlich keinen Complicen hatte, der doch jedenfalls seinen Antheil beansprucht und erhalten haben würde. Immer, nachdem Gröschl größere Summen durch Verpfändung der gestohlenen Werthgegenstände erhalten hatte, kaufte er in zwei Wechselstuben der Inneren Stadt Werthpapiere, die er zu seinen „Ersparnissen" in der eisernen Cassette legte. Bei dem Portier des Südbahnhofes hatte Gröschl zwei neue Handkoffer mittlerer Größe und Gattung von ziemlich großem Gewicht deponirt. Das Schloß ist mit Papier überklebt, auf dem der Siegelabdruck des Verhafteten ersichtlich ist, zum Schutze, daß der Koffer nicht geöffnet werde.

* * *

In Gröschl's Wohnung wurden ungefähr hundert Verlobungskarten vorgefunden, auf denen er selbst als Verlobter figurirt. Er war auch thatsächlich mit der Tochter eines geachteten Wiener Industriellen verlobt. Das Mädchen hatte er im Herbst vorigen Jahres in einer Wiener Tanzschule kennen gelernt, woselbst es mit der Mutter an einigen Uebungen theilgenommen hat. Im December suchte er um die Hand des Fräuleins nach. Er selbst hatte die Eltern über seine persönlichen Verhältnisse informirt, hatte über seinen eigenen hochachtbaren Vater und seine Familie Auskunft gegeben und fälschlich behauptet, daß er in einem Engros-Geschäfte am Neubau angestellt sei und als Buchhalter ein gutes Einkommen habe. Da auch die Erkundigungen in Gröschl's Wohnhause ein günstiges Resultat ergaben und ihn als soliden, anständigen Menschen schilderten, stand einer ehelichen Verbindung nichts im Wege, und gegen Ende des Jahres 1892 fand die Verlobung statt. Das Brautpaar hatte die Absicht, sich ein bescheidenes Heim zu gründen, zu dem Gröschl's Revenuen als Buchhalter und die seiner Braut, die in einem hiesigen fashionablen Modesalon mit einem Salair von mehreren hundert Gulden angestellt war, beitragen sollten. Im Juli dieses Jahres sollte Hochzeit gehalten werden.

Bei Gröschl wurde auch ein Notizbuch vorgefunden, in dem er eine große Anzahl von Häusernummern verzeichnet hatte, durchwegs aus der Inneren Stadt. Es geht daraus hervor, daß er die Absicht hatte, noch eine große Anzahl von Einbrüchen zu verüben, zumal da, wie festgestellt worden ist, in Wohnungen aller dieser Häuser herabgelassene Rouleaux und verhängte Fenster künden, daß die Parteien auf dem Lande sind und er folglich ungestört arbeiten könne. Als Letzte auf Gröschl's Verzeichniß figurirt das Künstler-Ehepaar Girardi-Odilon.

Abends wird uns noch gemeldet: Heute, in den Nachmittagsstunden, hat das Polizeicommissariat Innere Stadt festgestellt, daß Gröschl außer den drei bereits angeführten Einbruchsdiebstählen noch zwei weitere ausgeführt hat. Am 12. Februar d. J. hat er in der Wohnung des Privaten Sigmund Kramer, Getreidemarkt Nr. 18, in den Mittagsstunden, als eben in Nachbarhause ein großes Dachfeuer wüthete, einen Einbruchsdiebstahl verübt und eine Brieftasche mit ungarischen Renten-Coupons im Werthe von 850 fl., eine schwere goldene Uhr mit Kette und Effecten, zusammen 250 fl. werth, gestohlen. Den zweiten Einbruchsdiebstahl beging er am 27. Mai d. J. bei der Sectionsrathswitwe Frau Emilie Freylack in der Neustiftgasse Nr. 16. Dort drang er zwischen 11 und 3 Uhr ein und stahl Silbergeräthschaften und Effecten im Werthe von zusammen 400 fl. In den beiden kleinen Handkoffern, die Gröschl beim Portier des Südbahnhofes deponirt hatte, fanden sich die Indicien für diese Einbrüche. Gröschl hat diese beiden neuen Facta heute Abends in einem neuen Verhöre eingestanden.

* * *

Von einem anderen Berichterstatter werden uns noch folgende Einzelheiten mitgetheilt: Der Haushälterin Frau Friederike Bolz gefiel an Gröschl am besten die peinliche Reinlichkeit, die ihm eigen war. In seinem Zimmer befand sich stets Alles in vollkommener Ordnung. Kleider und Wäsche pflegte er mit größter Sorgfalt. Zwischen der Haushälterin und Gröschl bestand ein sehr freundschaftliches Verhältniß. Die alte Frau saß oft am Abend, wenn ihr Zimmerherr nach Hause kam, bei ihm, während er sein meist sehr einfaches Abendbrot verzehrte. Gelegentlich des Einbruches im Schottenhof richtete sie an Gröschl die Frage, wie es möglich sei, so etwas zu begehen, ohne ertappt zu werden. Gröschl meinte leichthin, das sei sehr einfach, es erfordere nur Geschicklichkeit und Scharfsinn. Als er sich einen neuen Koffer anschaffte, fragte sie ihn, ob er vielleicht nach Chicago reise. Er antwortete: „Auch möglich." Am Abend als er verhaftet wurde, hätte ihm sein Schneider einen Anzug liefern sollen; als Gröschl kam und hörte, der Anzug sei noch nicht gekommen, war er sehr aufgebracht. Gröschl hatte in den letzten Tagen auf baldige Hochzeit gedrungen.

Ein psychologisches Räthsel.

Ein ganz abnormer, den Arzt nicht minder wie den Criminalisten interessirender Fall beschäftigte gestern den Strafrichter des Bezirksgerichtes Alleergrund, Dr. v. Stahl. Eine distinguirte junge Dame, Tochter eines Fabriksbesitzers in Eger, glückliche Braut eines jungen Wiener Realitätenbesitzers, hatte gelegentlich ihrer Anwesenheit in Wien bei einigen Geschäftsleuten kleine Betrügereien unter Angabe von falschem Namen und falscher Adresse in der Höhe von kaum nennenswerthen Beträgen verübt, obwohl ihr sowohl seitens des Vaters wie auch seitens des reichen Bräutigams Geldbeträge in jeder Höhe zur Verfügung standen.

Die gegen diese Dame von dem öffentlichen Ankläger Dr. Gatterer erhobene Anklage wegen Betruges lautete dahin, die Angeklagte sei im September vorigen Jahres zum Besuche ihres Bräutigams, eines Hausbesitzers in der Schlosseigasse, nach Wien gekommen. Am 17. September sei sie im Zuckerbäckerladen der Anna Smetana, Josefstädterstraße Nr. 29, erschienen und habe daselbst ein Gebrochenes und mehrere Stücke Bäckereien verzehrt. Als es zum Zahlen kam, habe sie erklärt, sie habe zufällig ihre Geldbörse vergessen. Sie hat, man möge ihr crediriren und wollte auch gleich eine Linzer Torte mitnehmen. Frau Smetana erwiderte, die Gnädige brauche sich nicht selbst zu bemühen, man werde die Torte ins Haus schicken.

Fräulein J. gab nun der Frau Smetana an, daß sie in der Strozzigasse Nr. 34 wohne und bat, die Torte dorthin zu schicken. Außerdem gab sie auch einen falschen Namen an. Frau Smetana schickte der Dame, die für sie sehr exaltirt vorkam, einen Lehrling nach, und dieser trat nun, wie sich Fräulein J. zuerst in das Geschäftslocal des Seilermeisters Schinzl und sodann in das des Glasermeisters Kraus begab. Als er dann die Torte in das Haus Strozzigasse Nr. 34 trug, erfuhr er, daß die Dame einen falschen Namen angegeben habe. Frau Smetana hatte hierauf Erkundigungen bei dem Seilermeister Schinzl und bei dem Glaser Steiger ein und brachte in Erfahrung, daß die Dame in dem Seilergeschäfte ebenfalls einige Kleinigkeiten gekauft, aber nicht bezahlt habe und bei dem Glaser einige Fensterscheiben bestellt habe, die in ihrer Wohnung, Strozzigasse Nr. 34, eingesetzt werden sollen. Diesen beiden Geschäftsleuten hatte die Dame ebenfalls einen falschen Namen angegeben.